



**D**er Wind hatte es ihr verraten. Sie wusste längst, was geschehen war, aber sie hoffte dennoch, tief in ihrem Herzen, dass sie sich täuschte. Seraphina stand neben den anderen Frauen am Fenster und beobachtete die Armee, die hinter die schützenden Mauern des Feuerpalastes zurückkehrte.

Sie spielte mit der Phönixfeder aus Silber, wie sie es immer tat, wenn sie nervös war. Es beruhigte sie, das kühle Metall zu spüren. Die Feder, die an ihrem Armband baumelte, wies sie als Kind eines Phönixprinzen aus. Ihre Mutter war zwar nicht die Ehefrau des Prinzen und Seraphina somit keine legitime Prinzessin, aber sie trug dennoch das Blut des Phönix in sich. Und auch wenn sie als Mädchen im Reich ihrer Familie weniger zählte als ein Junge, schenkte ihr diese Tatsache eine Sicherheit, die andere Frauen nie besitzen würden.

»Kannst du Akin entdecken?« Ihre Freundin Ariane tänzelte auf Zehenspitzen umher. »Er müsste doch bei deinem Vater sein ... Da, am Anfang des Trosses.«

Seufzend schüttelte Seraphina den Kopf und vermied es, ihre Freundin anzusehen. Ariane war mit ihren siebzehn Jahren so alt wie Seraphina selbst. Akin, Arianes Bruder, war drei Jahre älter. Er und Seraphina hätten im nächsten Frühling heiraten sollen. Aber der Wind hatte ihr verraten, dass Akin zwar heimkommen, jedoch nie mehr mit ihr sprechen würde.

Mit aller Kraft drängte sie die Tränen zurück, die in ihren Augen brannten. Wie hätte sie erklären sollen, warum sie so bedrückt war?

»Ich bin froh, dass die Truppen zurückkehren«, meinte Florentina, Seraphinas Mutter.

Sie war die heimliche Ehefrau des Kronprinzen. Denn obwohl Soren, einziger Sohn von König Malacyn von Nadora, Prinzessin Belatrice geheiratet hatte, teilte er seit der Geburt seiner Söhne Tisch und Bett mit Florentina.

Diese entstammte einem niedrigen Adelsgeschlecht aus Xaun und war als Hofdame von Kronprinzessin Belatrice an den Hof von Nadora gekommen. Soren hatte sich angeblich Hals über Kopf in sie verliebt. Dennoch hatte er sich dem Wunsch des Königs gebeugt und Belatrice geheiratet. Er hatte seine Pflicht erfüllt, wie er immer betonte, und sich danach von seiner Gemahlin abgewandt. Das Desinteresse schien allerdings beidseitig zu sein. Die Kronprinzessin verbrachte nicht mehr Zeit als nötig mit ihrem Ehemann.

»Diese Schlacht war unnötig«, flüsterte Florentina. »Soren wollte diesen Kampf vermeiden. Ich hoffe, wir müssen nicht zu viele Verluste beklagen.«

Immer noch schwieg Seraphina und blickte bis zum Ende des Zuges, an dem sich die Wagen mit den Leichen befanden. Irgendwo dort lag Akin. Ihr Herz verkrampfte sich, denn so sehr sie sich auch das Gegenteil wünschte, der Wind hatte sie noch nie belogen ...

»Der Pass am Nebelgebirge musste verteidigt werden«, warf eine der Baronessen ein, die ebenfalls hier warteten. »Es war die Pflicht der Armee, dafür zu sorgen, dass wir sicher sind.«

Florentina stieß den Atem aus. »Die Armee von Eira hatte sich bereits zurückgezogen, da der Herbst im Grenzgebiet anbricht. Sie verbringen den Winter in ihrem Reich und kehren erst im Frühling zurück. Ihnen nachzusetzen, grenzte an Selbstmord.«

»Woher wisst Ihr das? Schlaft Ihr neuerdings mit einem der Generäle?«, stichelte die Frau, die eine enge Vertraute der Kronprinzessin war.

Seraphina drehte sich zu ihr um. Es war am Hof von Nadora, der auch Phönixhof genannt wurde, kein Geheimnis, dass Florentina



seit bald zwanzig Jahren die eigentliche Frau an Sorens Seite war. Aus diesem Grund hielt sich Belatrice auch von Versammlungen wie diesen hier fern. Aber wie es schien, schickte sie ihre Freundinnen, um Unruhe zu stiften. Anders konnte Seraphina sich diese Bemerkung nicht erklären.

Da kam eine ältere Frau, eine Herzogin, Florentina zu Hilfe. »Es gab nie Angriffe zwischen Sommerende und Frühlingsbeginn Das wissen alle. Selbst der König.« Sie senkte die Stimme. »Und doch hat er den Angriff befohlen.«

Schweigen senkte sich wie ein bleierner Mantel über die Gruppe und die Frauen blickten wieder aus den Fenstern. Niemand hatte verstanden, warum der König den Angriff auf die Armee von Eira befohlen hatte. Hinter dem Pass begann das Nebelgebirge und damit der ewige Winter von Eira. Niemand bei Trost wäre dort vorgedrungen, ohne die Gegend zu kennen. Das Eis und die Kälte zehrten an den Kräften der Männer von Nadora, die Hitze und den ewigen Sommer gewohnt waren.

»Ich zähle zehn Wagen«, murmelte Florentina. Sie griff verstohlen nach Seraphinas Hand. »Zehn Wagen ... so viele Tote ...«

Wieder fühlte Seraphina einen Stich in der Brust. So viele unnötige Tode. Und unter ihnen war Akin. Sie blinzelte die Tränen fort.

Die Fanfaren an den Palastmauern erklangen und verkündeten die Rückkehr des Phönixprinzen, des Mannes, der einst die Phönixkrone tragen würde. Einer Legende nach stammte die königliche Familie Nadoras von einem Phönix ab, der sich in eine sterbliche Prinzessin des Sommerreichs verliebt hatte und für sie ebenfalls sterblich geworden war. Die Prinzen des Reichs hatten daraufhin sagenumwobenen Kräfte erhalten. Zumindest erzählte man sich das. Heute schien kaum noch Magie durch die Adern der Prinzen zu fließen. Sonst hätten sie Eira längst unterworfen.

König Malacyn hatte in seiner Jugend wohl die Kraft des Feuers beherrscht. Soren hingegen konnte kaum eine Kerze entzünden und seine Söhne schienen gar keine Magie zu besitzen.

Seraphina hatte schon früh mit dem Wind sprechen und die Zukunft sehen können. Beides waren schwache Fähigkeiten des Phönix, wie sie mittlerweile wusste. Aber weil sie ein Mädchen



und noch dazu ein uneheliches Kind war, hatte ihr niemand geglaubt, als sie davon erzählt hatte. Noch nicht einmal ihre Mutter.

Leider war es Seraphina nicht möglich, ihre Kräfte bewusst zu nutzen. Manchmal brannten ihre Tränen wie Feuer, dann wieder nicht. Wenn sie Angst hatte, kam es vor, dass ihre Fingerspitzen glühten und sie Papier anzündete. Aber es gelang ihr nie, diese Fähigkeiten zu kontrollieren.

Also hatte sie aufgehört, anderen davon zu erzählen, denn jeder, der davon erfuhr, belächelte sie oder hielt sie für unzurechnungsfähig. Ihr Großvater hatte sogar einst eine Frau hinrichten lassen, die behauptet hatte, Feuer rufen zu können. Seitdem fürchtete Seraphina sich davor, dass jemand ihre Magie wahrnehmen könnte.

Doch dieser Gabe verdankte sie, dass sie sich innerlich wappnen konnte für das, was ihr jetzt bevorstand.

Die Türen zum Saal, in dem die Frauen warteten, wurden geöffnet und ein Raunen ging durch die Anwesenden. Seraphina wusste, wer eingetreten war. Dennoch wandte sie sich langsam um. Ihrem Schicksal konnte sie nicht entgehen und sie konnte es auch nicht verändern. Das stand in diesem Moment nicht in ihrer Macht.

Ihr Vater schritt an den sich verbeugenden Damen vorbei und versuchte, seine Schmerzen zu verbergen. Aber Seraphina sah, dass er sein linkes Bein nachzog und die Zähne zusammenbiss. Seine taupefarbene Haut war fahl und sein sonst schwarzes Haar vom Sand gräulich verfärbt.

Florentina neben ihr hielt den Atem an und verkrampfte ihre Finger um den edlen Stoff ihres Kleides, vermutlich um Soren nicht um den Hals zu fallen. Aber das offene Lächeln zeigte, dass sie über alle Maßen erleichtert war, Soren wiederzuhaben.

Seraphina straffte die Schultern. Sie wusste, was jetzt geschehen würde, hatte dieses Ritual schon viel zu oft miterlebt. Dennoch verkrampfte sich ihr Herz, während sie dem Blick ihres Vaters standhielt, der gekommen war, um ihr vom Tod ihres Verlobten zu berichten.

Akin war nicht ihre große Liebe gewesen. Sie hatten sich seit der Kindheit gekannt und eine tiefe Freundschaft hatte sie



verbunden. Soren hatte diese Ehe gewünscht, um die Familie von Akin und Ariane an sich zu binden und sich ihrer Unterstützung zu versichern, da er den Thron nach seinem Vater bestieg.

Seraphina liebte Akin wie einen Bruder. Sie war erleichtert gewesen, dass er ihr Mann werden würde. Akin hatte sie respektiert, sie zum Lachen gebracht und ihr zugehört. Sie hätten eine gute Ehe geführt. Und jetzt ... jetzt war er fort, für immer an das Reich des ewigen Feuers verloren, in das nur Tote gehen durften.

Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals. Sie würde Akin nie wiedersehen. Würde nie wieder mit ihm scherzen. All das wusste sie längst, aber jetzt, da ihr Vater blutverschmiert und mit ernstem Blick vor ihr stand, wurde es Wirklichkeit.

Soren räusperte sich. Seraphina begann zu zittern und griff nach der Hand ihrer Mutter, die ihre Finger mit ihren verschränkte.

»Seraphina, ich muss dich darüber informieren, dass wir in der Schlacht einen schweren Verlust erlitten haben.« Sorens Stimme klang belegt. »Ich wollte dir diese Nachricht persönlich überbringen, so schwer sie mir auch fällt.«

Er zog einen verbeulten und mit Blut beschmierten silbernen Helm hinter seinem Rücken hervor. Eine Adlerfeder war daran befestigt und hing abgeknickt herunter.

Seraphina hätte diesen Helm überall wiedererkannt. Ihre Beine wurden weich und sie hielt den Atem an, um hier, vor den Augen der anderen Frauen, nicht umzufallen. Sie war ein junger Phönix des Feuerthrons und würde den anderen nicht noch einen Grund geben, über sie zu lästern. Es genügte, dass sie sich bereits über ihr Aussehen lustig machten, weil sie die weiße Haut und die purpurnen Augen ihrer Mutter, aber das ebenholzschwarze Haar ihres Vaters geerbt hatte. Damit galt sie für die Adeligen am Hof nicht als Phönixkind.

Nein, sie würde ihnen nicht noch einen Grund geben, über sie zu lachen, sondern die Kälte, die man von ihr erwartete, aufrechterhalten.

»Seraphina, es tut mir leid, dir mitteilen zu müssen, dass wir Akin verloren haben.«

Ariane neben ihr schluchzte laut auf und bedeckte ihren Mund mit einer Hand, ehe sie sich abwandte und zum Fenster



zurückzog. Am liebsten wäre Seraphina ihr gefolgt, aber das ging nicht.

Sie ließ die Hand ihrer Mutter los und streckte die Arme aus, um den Helm entgegenzunehmen. Sie hatte es gewusst. Der Wind hatte es ihr verraten, sie gewarnt. Aber dennoch brannten ihre Augen und ein glühender Schmerz, den sie kaum ertrug, breitete sich in ihrer Brust aus. Ihre Lippen bebten, als sie liebevoll über die Feder strich.

Akin war ihr Freund gewesen, ihre Zukunft. Und jetzt war er fort. Für immer.

Der Gedanke traf sie wie ein Schlag in die Magenröhre und ihre Beine gaben nun doch nach. Sie war dankbar, dass ihre Mutter so schnell reagierte, einen Arm um sie schlang und sie festhielt. So hatte wohl niemand ihre Schwäche bemerkt.

»Wie ist er gestorben?«, fragte sie leise, den Blick auf den Helm gerichtet.

»Er ist in einen Hinterhalt geraten, als er einem verwundeten Kameraden helfen wollte«, erwiderte ihr Vater. »Er und drei seiner Männer drangen in das Nebelgebirge vor und wurden von zwei Dutzend eiranischen Soldaten in eine Schlucht getrieben, wo massive Felsen ihnen die Flucht unmöglich machten.«

Sie schluckte die Worte hinunter, die ihr auf der Zunge lagen. Wieso ihr Vater zugelassen hatte, dass Akin sich einer solchen Gefahr aussetzte oder warum sie überhaupt in diese unnötige Schlacht gezogen waren, die so viele Verluste gefordert hatte. Wenn Akin mit seinen Männern ins Nebelgebirge vorgedrungen war, dann gab es keinen Grund, den Pass zu verteidigen, weil sich niemand mehr dort befunden haben konnte.

Hatte ihr Großvater Eira etwa zeigen wollen, dass seine Armee in der Lage war, den ewigen Winter zu überstehen, das eisige Ödland zu durchqueren und die Hauptstadt Findessa einzunehmen?

Es gab kaum Karten von Eira. Aber die wenigen, die man in Nadora besaß, ließen darauf schließen, dass selbst unter guten Bedingungen ein zehntägiger Marsch zwischen der Landesgrenze und der Hauptstadt von Eira lag.

»Es tut mir unendlich leid um deinen Verlust«, sagte Soren schließlich. »Wir werden seiner Familie das Abzeichen des Phönix



zukommen lassen, auch wenn das nur ein schwacher Trost ist. Und natürlich wird er in Ehren bestattet werden, gemeinsam mit den anderen Gefallenen.«

Seraphina nickte und strich über den eiskalten Helm. Sie hatte keine Worte für ihren Vater. Nichts hätte ihren Schmerz gelindert oder ihre Angst genommen. Es hätte alles nur noch schlimmer gemacht.

»Danke, dass Ihr meiner Tochter die Botschaft überbracht habt, Hoheit«, erklärte Florentina.

Immer noch hielt Seraphina den Blick auf den Helm gerichtet. Sie bemerkte dennoch, wie ihr Vater den Raum verließ und die Türen hinter ihm geschlossen wurden. Kaum war er fort, begannen die Frauen im Raum zu reden.

Bevor eine von ihnen zu Seraphina kommen und ihr falsches Beileid bekunden konnte, trat sie neben Ariane ans Fenster. Sie berührte ihre Freundin behutsam mit der freien Hand.

»Ich ... kann es nicht fassen«, sagte Ariane zwischen zwei Schluchzern. »Akin ... wieso?«

»Ich weiß es nicht.« Seraphinas Stimme bebte.

Die Trauer umklammerte ihr Herz wie eine eiserne Kette. Aber noch stärker war ihre Angst vor dem, was jetzt mit ihr geschehen würde, denn das konnte ihr selbst der Wind nicht sagen.





**M**it unbewegter Miene betrachtete König Malacyn die Bahren, die in einer Prozession an ihm vorbeigeführt wurden. Seraphina wischte sich verstohlen die Tränen aus den Augen und biss sich auf die Zunge, um den Schmerz in ihrem Herzen zu unterdrücken. Sie empfand nur Abscheu für den König, der so gleichgültig wirkte, als würde man ihm die Auswahl der Hauptgänge für das Abendessen vorlegen. Dabei hatte er all das Leid verschuldet, all die Leben geopfert. Und wofür?

Sie blickte zu Soren, dessen Brustkorb sich viel zu heftig hob und senkte. Er rang sichtlich um Fassung. Ihm war es offensichtlich nicht gleichgültig, dass hier rund vier Dutzend tote Soldaten an ihm vorbeigeführt wurden – ein Viertel der Männer, mit denen er aufgebrochen war.

Seraphina blinzelte und wandte sich von der Prozession ab. Sie fragte sich zum wiederholten Mal, ob ihr Vater einst an einem Verhandlungstisch mit dem König von Eira sitzen und über den Frieden reden würde. Aber sie zweifelte daran.

Seit Generationen kämpften Eira und Nadora gegeneinander. Es hieß, Eira hätte den Krieg begonnen, weil die Menschen hungerten und Nadora trotz der Hitze fruchtbaren Boden besaß, besonders in der Grenzregion. Natürlich hatte der damalige König des Sommerreichs sein Volk beschützt und die Grenzen verteidigt. Aber es war nicht bei einem Angriff geblieben.



Jedes Jahr, wenn die Schneeschmelze im Land des Winters begann, überfielen Armeen die Grenzstädte Nadoras, plünderten und verwüsteten sie. Und wenn die Städte nicht wiederaufgebaut wurden, drangen die Soldaten tiefer in das Land des Sommers ein und nahmen sich dort, was sie brauchten.

Seraphina wusste wenig über Eira. Nur, dass es selbst im Sommer bitterkalt sein sollte und somit nicht genug Nahrung vorhanden war. Nadora hingegen kannte dieses Problem nicht. Und was sie hier nicht selbst anbauen konnten, erhielten sie von Xaun, dem Reich des Frühlings. Nadora hatte das Glück, über das begehrteste Gut des Nebelkontinents zu verfügen: rotes Gold.

Dieses Gold barg die Kräfte des Feuers in sich. Schmuck, der daraus gefertigt wurde, schützte diejenigen, die ihn trugen. Das Metall war selten und kam nur in Nadora vor, da angeblich der Phönix selbst es erschaffen hatte.

Eira hingegen schien ohne jegliche Bodenschätze auskommen zu müssen. Zumindest hatte Seraphina noch nie gehört, dass Xaun mit Eira Handel trieb. Und der einzige Weg von Eira nach Xaun führte durch das Gebiet von Nadora. Zwar gab es noch das Zentralgebirge im Osten ihres Landes, aber das zu durchqueren, war, soweit Seraphina wusste, unmöglich.

Sie fragte sich, wieso die Menschen Eiras ihr Land nicht verließen. Es musste also etwas geben, für das es sich zu kämpfen lohnte.

Seraphina schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Soren schien den Krieg nicht zu wollen, aber welche Wahl hatte er, wenn Eira weiterhin nach Nadora vordrang, um sein Volk zu ernähren?

Als die Bahre mit Akins Körper vorbeigeschoben wurde, hielt Seraphina den Atem an. Sie betrachtete das Wappen von Akins Familie auf dem feuerroten Tuch, mit dem er bedeckt war. Neue Tränen brannten in ihren Augen und verschleierten ihren Blick.

Sie war froh, nicht sein schmerzverzerrtes Gesicht sehen zu müssen. Seraphina wollte Akin als unbeschwerten, schelmisch grinsenden jungen Mann in Erinnerung behalten. Sie wollte sein strahlendes Gesicht sehen, wenn sie an ihn dachte. Keines, das blass und voller Blessuren war und das sie heimsuchen würde, wenn sie die Augen schloss.



Ihre Lippen bebten und eine einzelne Träne lief heiß wie Feuer über ihre Wange. Seraphina bohrte die Fingernägel tief in ihre Haut, um nicht vor Schmerzen zu schreien. Niemand hätte ihr geglaubt, dass ihre Tränen heiß wie Glut sein konnten, denn auch das war eine Gabe des Phönix, die sie als Frau nicht besitzen sollte. Zumindest lenkte sie das Feuer auf ihrer Haut von dem lähmenden Schmerz in ihrer Brust ab.

Sie blickte der Bahre nach, die, wie alle anderen auch, vor einem trockenen Brunnen abgestellt wurde. Inmitten des Steinkreises, der einst als Begrenzung für das Wasser gedient hatte, erhob sich die aus rotem Gold gegossene Figur eines gewaltigen Phönix, der seine Flügel spreizte und seine zwei Schwänze anmutig um den Körper schwang.

Er war der Ahnherr der königlichen Familie und zugleich das Schutztier von Nadora. Es hieß, der Phönix hätte Tote zum Leben erwecken und mit seiner Magie jeden Streit schlichten können. Andere Legenden erzählten, dass er mit seinem Feuer ganze Städte dem Erdboden gleichgemacht hätte. Seit vielen Generationen galt der Vogel als ausgestorben und die Bewohner Nadoras gaben Eira die Schuld. Die Menschen dort hatten ihn angeblich fangen wollen, um ihr eigenes Land aufblühen zu lassen. Wobei Seraphina dieser Erzählung keinen Glauben schenkte. Niemand konnte Phönixe einfangen. Erst recht nicht die Menschen aus Eira mit ihrem Eis.

Das Feuer auf ihrer Wange ebte ab, die Kälte um ihr Herz nahm zu und Seraphina schluchzte leise. So viele Leben sinnlos geopfert. Von einem König, der nicht einmal Reue empfand. Aber es war auch nicht sein bester Freund, der dort lag und sein Leben in diesem Krieg verloren hatte.

Sie ballte die Hände zu Fäusten, versteckte sie aber in den Taschen ihres Kleides. Wie lange würde dieses Töten weitergehen? Wie viele Menschen mussten noch sterben, bis jemand versuchte, eine friedliche Lösung zu finden?

Als der Stoff ihres Kleides qualmte, zog Seraphina schnell ihre Hände heraus und atmete tief durch. Verstohlen sah sie sich um. Alle Blicke waren auf die drei Priester in ihren bunten Gewändern gerichtet. Sie hatte noch einmal Glück gehabt.



Die Fackeln wurden entzündet und das Klagen in der Menge, die rund um die Bahren stand, wurde lauter. Die Priester senkten die flammenden Stäbe und steckten Bahre um Bahre in Brand. Sie übergaben die Körper den Flammen, damit ihre Seelen aus der Asche zum großen Feuervogel in dessen Reich aufstiegen.

Der Geruch des Feuers vermischte sich mit jenem von Schwefel und verbranntem Fleisch. Seraphina konnte den Würgereiz nur mit Mühe unterdrücken. Es dauerte einen Moment, bis sie sich an den Gestank gewöhnt hatte und die Flammen sich vereinten, um hoch in den bereits dämmernden Himmel zu züngeln.

Wie bei jeder anderen Bestattung wurden keine Gebete gesprochen. Die Menschen trauerten schweigend. Der Tod schien für sie bereits zur Gewohnheit geworden zu sein. Nur nicht für Seraphina. Sie schluckte gegen die Enge in ihrer Kehle und faltete die Hände.

*Nur noch einmal möchte ich ihn sehen*, dachte sie.

Die Flammen veränderten sich und Seraphina hob den Blick. Mitten im Feuer entstand ein Bild. Sie hielt den Atem an. Die Magie hatte ihren Wunsch erfüllt. Sie erkannte Akin, der ein Schwert hielt und verbissen gegen zwei eiranische Soldaten kämpfte. Er wehrte den Schlag des einen ab, versetzte ihm einen Tritt und wandte sich dem zweiten zu. Seraphina schrie auf, als das Schwert des Mannes in Akins Brust eindrang, er sich an der Schulter des Soldaten abstützte und um Luft rang. Als er leblos zu Boden stürzte, riss er dem Soldaten den Schulerschutz ab und darunter kam eine weiße Blüte zum Vorschein.

*Das Zeichen der eiranischen Königsfamilie*, dachte Seraphina atemlos.

Dann brach die Vision ab und Seraphina kämpfte darum, ihren Herzschlag unter Kontrolle zu bringen und das Feuer, das auf ihren Fingerspitzen loderte, zu ersticken.

Sie wusste nicht, ob sie wirklich geschrien hatte. Aber da sich niemand zu ihr umwandte, musste es ein lautloser Schrei gewesen sein.

Funken stoben in den dunklen Himmel und sahen aus wie unzählige Feuergeister, die in der Nacht verschwanden. Seraphina kämpfte die Tränen zurück, deren Hitze wieder in ihren Augen

brannte. Die meisten Menschen waren nach vorn getreten, um den Feuern näher zu sein. Sie aber war stehen geblieben und befand sich jetzt von wenigen Leibgardisten flankiert in der Nähe des Königs.

Als ihr das bewusst wurde, setzte sie sich in Bewegung und wollte den anderen folgen. Da vernahm sie die gedämpfte Stimme ihres Großvaters.

»Wie viel Mann hatte die Armee von Eira am Pass?«

Seraphina hielt inne. Sie stand seitlich vom Thron, den Diener für den König platziert hatten. Weder ihr Vater noch ihr Großvater konnten sie hier sehen.

»Wir haben zwei Truppen aufgespürt«, flüsterte Soren. »Sie waren weitflächig verteilt. Es sah nicht aus, als würden sie einen Angriff vorbereiten.«

»Unmöglich.« Die Stimme des Königs donnerte über die Köpfe der Gardisten hinweg. Aber die Menschen schienen zu weit weg zu sein. »Die Informationen waren eindeutig. Eira positioniert unzählige Bataillone an der Grenze, um uns anzugreifen. Ihr müsst etwas übersehen haben.«

Soren schwieg und Seraphina wünschte sich, dass er dem König die Stirn bieten würde. Dass er ihm sagte, wie viele Leben diese Schlacht gefordert hatte und es Zeit wurde, mit Eira über Frieden zu sprechen.

Aber Soren blieb still und so sprach Malacyn weiter. »Verstärkt die Patrouillen an den Grenzen. Keiner dieser Bastarde darf das Nebelgebirge lebend überqueren.«

»Hoheit«, flüsterte Soren nun doch. »Den Nebelpass im Winter zu bewachen, ist für uns so gut wie unmöglich. Die Kälte und der Nebel ...«

»Dann nehmt Priester mit, die mit ihren Gebeten und Zaubern die Götter besänftigen! Eira muss aufgehalten werden! Schickt Späher in die Eisebenen, ich will alles über das Land wissen.«

»Erlaubt mir eine Frage«, bat Soren.

Seraphina hielt den Atem an.

Soren senkte seine Stimme noch mehr. »Was habt Ihr vor, Vater?«

Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals und ihre Hände begannen zu glühen. Sie sah sich überall um, aber alle betrachteten das Feuer und die in den Himmel schwebenden Funken.



»Ich werde Eira zu Fall bringen«, zischte der König. »Das hätte ich vor vielen Jahren tun sollen, als ich es versprochen habe. Im Sommer wird es sich entscheiden, dann greifen wir dieses Pack an und löschen es aus. Ein für alle Mal.«

Schwere Schritte erklangen und Seraphina presste sich in den Schatten des Throns, erlaubte sich nicht zu atmen, bis der König an ihr vorübergeschritten war. Erst als er außer Sichtweite war, seufzte sie leise und berührte die silberne Feder an ihrem Handgelenk. Sie glühte und brannte sich schmerzhaft in ihre Haut.

Erst da sickerten die Worte ihres Großvaters in ihr Bewusstsein. Er hatte jemandem versprochen, Eira zu Fall zu bringen? Wem? Seinem eigenen Vater? Und wieso?

*Der Krieg wird alle Reiche zerstören*, flüsterte der Wind, der um ihr Gesicht spielte. *Du musst ihn verhindern. Sonst wird der Nebelkontinent in Finsternis versinken.*

Seraphina seufzte noch einmal und ließ den Anhänger los. Was konnte sie schon tun? Der König beachtete sie nicht einmal, wenn sie ihm direkt gegenüberstand. Selbst ihr Vater konnte nichts unternehmen, solange er Nadora nicht regierte. Und dann? Würde er anders herrschen als Malacyn? Hätte er überhaupt eine Wahl?

Vermutlich nicht.

Wie sollte also ausgerechnet sie es schaffen, einen Krieg abzuwenden?





Der süße Duft der Feuerrosen wehte durch Seraphinas Fenster herein. Sie hob den Kopf und schloss die Augen. Sie hatte diese Pflanze schon immer geliebt. Wenn die Blüte sich öffnete, sah sie aus, als bestünde sie aus züngelnden Flammen. Ihr Innerstes war dunkelrot, die Blätter wurden nach außen immer heller. Es hieß, sie wäre das erste Geschenk des Phönix an seine Prinzessin gewesen.

Seraphina erhob sich und trat zum Fenster, wo der Schlossgarten ruhig vor ihr lag. Sie hatte lang genug über den alten Schriftstücken gebrütet. Seit Tagen tat sie nichts anderes, als ihre Fähigkeiten in Eirani aufzufrischen. Florentina hatte durchgesetzt, dass ihre Kinder in allen Sprachen des Nebelkontinents unterrichtet wurden. Nadori sprach Seraphina ohnehin. Xauan war wichtig, weil regelmäßig Gesandte an den Phönixhof kamen. Eirani war allerdings schwieriger zu lernen. Früher hatte Seraphina einen Lehrer gehabt, der lange hier im Schloss gelebt hatte. Bis heute wusste sie nicht, ob er ein Kriegsgefangener gewesen oder freiwillig bei ihnen geblieben war.

Er war vor etwas mehr als einem Jahr gestorben. Seitdem konnte Seraphina nur noch die alten Textstücke übersetzen, um die Sprache besser zu lernen. Und das wollte sie. Zwar beherrschte sie diese Sprache bereits sehr gut, zumindest hatte ihr Lehrer das immer beteuert. Aber wenn sich eine Gelegenheit auf Verhandlungen ergab, wollte Seraphina mit ihrem Sprachtalent

so nützlich wie möglich sein und helfen, Frieden zu schließen.

Seit Akin sein Leben verloren hatte, quälte sie immer wieder derselbe Gedanke: Hätte sein Tod verhindert werden können?

Ein Klopfen riss sie aus ihren Überlegungen. Seraphina wandte sich der Tür zu.

»Herein«, rief sie und betrachtete den Diener, der eintrat.

»Hoheit, der Kronprinz wünscht, Euch zu sprechen.« Der Mann verneigte sich weniger tief, als es gegenüber legitimen Prinzessinnen üblich war.

Ein Schaudern erfasste Seraphina. Sie hatte geahnt, dass dieser Tag kommen würde, aber gehofft, dass ihr Vater ihr etwas länger Zeit geben würde, um zu trauern.

Seit Akins Tod waren gerade einmal zehn Tage vergangen. Zehn Tage, in denen ihr Vater ihr aus dem Weg gegangen war und der Wind nicht herausgefunden hatte, mit wem er geheime Briefe austauschte. Doch in den Schreiben musste es um sie gehen.

Ihre Kehle zog sich zusammen. Er würde sie fortschicken, da hatte sie keinen Zweifel. Soren hatte vermutlich eine neue Allianz geschmiedet, für die er sie brauchte. Aber wie sollte sie dann dabei helfen, den Krieg gegen Eira zu beenden? Ihr musste etwas einfallen, und das schnell.

»Ich verstehe«, sagte sie, so ruhig sie konnte, und trat vom Fenster zurück.

Ihr Herz schmerzte immer noch bei dem Gedanken an Akin. Doch Seraphina schluckte und verdrängte das nagende Gefühl an ihrer Seele, so gut sie konnte. Sie richtete sich zu voller Größe auf und folgte dem Diener, der sie zum Arbeitszimmer ihres Vaters führte. Als er klopfte, berührte sie mit ihrer Fingerspitze den Anhänger an ihrem Armband. Sie war ein Phönixjunges. Das durfte sie niemals vergessen.

Mit erhobenem Haupt trat sie ein und entdeckte ihren Vater, der mit dem Rücken zu ihr vor einem Fenster stand. Er rührte sich auch nicht, als die Tür hinter Seraphina geschlossen wurde. Seraphina räusperte sich, ging bis zu seinem Schreibtisch aus dunklem Rosenholz und blieb dort stehen.

Auf dem Tisch stapelten sich fein säuberlich geordnete Korrespondenzen. Seraphina konnte allerdings nicht erkennen, von

wem sie stammten. Innerlich begann sie zu zittern und presste ihre Finger mit der silbernen Feder dazwischen zusammen.

Soren hatte Akin zu ihrem Mann erwählt, weil sein Vater der Kriegsminister und ein geachtetes Mitglied des königlichen Rates war. Er wäre ein starker Verbündeter für Soren gewesen. Solche Bündnisse waren für den Kronprinzen notwendig. Sorens legitime Söhne waren bereits volljährig. Wenn Malacyn starb, könnte es durchaus sein, dass einer von ihnen versuchte, die Macht an sich zu reißen.

Am Hof gab es keine weitere Familie, mit der sich ihr Vater verbünden konnte. Blieben nur die Herzöge der fernerer Regionen, da der xaunische König nur Töchter im heiratsfähigen Alter besaß. Mit dem dreijährigen Kronprinzen Xauns konnte man sie schwer vermählen.

Seraphinas Magen rebellierte mit jedem Moment, den Soren schwieg, mehr. Was hatte ihr Vater geplant und wieso musste es so schnell nach Akins Ableben geschehen?

»Du ahnst bestimmt, warum ich dich habe rufen lassen«, begann ihr Vater.

*Um mir zu sagen, welche Figur ich jetzt in deinem Spiel der Politik sein darf*, dachte sie verbittert, sprach aber andere Worte aus. »Weil Ihr über meine Zukunft sprechen möchtet.«

Soren nickte zögerlich und drehte sich langsam um. Sie hatte Gleichmut in seinem Blick erwartet, aber er wirkte bedrückt. Tiefe Ringe unter seinen Augen zeugten von schlaflosen Nächten und seine Haut wirkte blass.

Es kostete sie Mühe, ihren Atem unter Kontrolle zu halten, weil sich ihr Magen noch schmerzhafter zusammenzog. Wenn ihr Vater ihr seine Entscheidung mit einer solchen Miene verkündete, dann schien sie selbst ihm schwerzufallen. Was bedeutete das für sie?

»Du erinnerst dich an die Handelsdelegation aus Kikoro, die bei unserem Frühlingsfest zugegen war?«

Seraphina nickte langsam und unterdrückte ein Schaudern. Sollte sie an einen dieser Männer verheiratet werden?

Keiner von ihnen hatte einen besonders guten Eindruck bei ihr hinterlassen, denn sie alle hatten sich noch vor dem Mittagessen betrunken und die Frauen am Hof belästigt. Wie es diesen





Männern gelungen war, angesehene Händler zu werden, konnte sie sich nicht erklären.

»Schon damals hat Bladan um deine Hand angehalten, aber ich habe abgelehnt, weil du bereits Akin versprochen warst.«

Eine eiskalte Klaue umklammerte ihren Magen und Seraphina kämpfte gegen die Übelkeit an, die ihre Kehle hochkroch. Bladan war der Schlimmste von allen. Er hatte keinen Hehl aus seinen Blicken gemacht, mit denen er Seraphina bedachte, und bei dem Tanz, den sie ihm aus Höflichkeit schenken musste, hatte er sie an Stellen berührt, die man in der Öffentlichkeit niemals berühren sollte. Sie hatte ihn stets von sich geschoben und den Tanz schließlich abgebrochen. Von da an hatte sie sich von ihm ferngehalten. Dass er es gewagt hatte, um ihre Hand zu bitten, obwohl er von ihrer Verlobung mit Akin gewusst hatte, schockierte Seraphina und machte sie unendlich wütend.

»Leider ist Akin zum großen Feuervogel zurückgekehrt«, sagte Soren. »Deswegen bist du jetzt wieder frei und ...«

»Warum Bladan?« Sie kämpfte ihre aufkommende Panik nieder. »Ich verstehe, dass ich mir meinen Gemahl nicht selbst aussuchen kann, weil Ihr mich für Euch vorteilhaft vermählen wollt. Aber wieso er?«

Soren presste die Kiefer fester zusammen. Er umrundete den Schreibtisch, der sie trennte, und ergriff ihre Hände. Seraphina hielt den Atem an und betete zu ihren Ahnen, dass ihr Vater die Hitze nicht bemerkte. Ihr Schicksal schien ohnehin schon schwierig genug zu werden, da musste sie nicht auch noch eine Hinrichtung riskieren. Denn immer, wenn sie Angst bekam, fühlte sie das Feuer, das sich in ihr ausbreitete und nach außen drängte.

»Es mag dich überraschen, aber das Glück meiner Kinder ist mir nicht gleichgültig«, erklärte Soren erstaunlich sanft. »Ich habe deine Schwester Yolande nicht so weit weg geschickt, weil ich sie von ihrer Familie trennen wollte, sondern weil ich wusste, dass sie mit ihrem Ehemann glücklich werden könnte. Für dich habe ich Akin gewählt, weil ihr euch immer nahe standet und vielleicht irgendwann eure Liebe zueinander entdeckt hättet.« Er stieß den Atem aus und sah ihr in die Augen. »Dich in diese Verbindung



zu führen, fällt mir nicht leicht. Aber Bladan ist ein angesehenener Kaufmann, wohlhabend und mit wichtigen Beziehungen zu allen Reichen. Selbst Eira.«

Seraphina wurde hellhörig. Also führte Eira Handel mit Xaun. Aber ... wozu brauchte ihr Vater Beziehungen zu Eira?

»Außerdem wird diese Ehe nicht lange andauern«, meinte Soren. »Bladan hat zu lange zu viel Alkohol getrunken. Als er bei uns war, haben unsere Ärzte ihn untersucht und festgestellt, dass er nicht mehr lange leben wird. Sie haben ihm damals kein halbes Jahr mehr gegeben, weswegen diese Ehe schnell geschlossen werden muss.«

»Aber ...«

Ihr Vater unterbrach sie mit einem Brummen. »Hör zu, in Xaun erben die Ehefrauen das gesamte Vermögen ihrer Männer sowie deren Geschäfte. Somit wirst du reich sein und die Verbindungen nach Eira behalten, die ich benötige. Ich werde dir zwei Männer mitgeben, die dir helfen werden, das Geschäft zu führen und die Verbindungen zu wahren, bis die Zeit reif ist.« Er drückte ihre Hände fester. »Wenn dein Mann tot ist, werde ich dich nicht neu verheiraten. Du kannst deinen zweiten Gemahl selbst wählen und als freie Frau in Kikoro glücklich werden oder an den Hof zurückkehren und dich hier niederlassen.«

Seraphina schwieg und kämpfte gegen die Magie in ihren Adern an, die sie von innen heraus zu verbrennen drohte. Ihr wurde schwindelig.

Soren musste wissen, was für ein Schwein Bladan war. Wie er Seraphina behandeln würde. Ganz gleich wie lange diese Ehe dauern sollte, sie würde die reinste Folter sein.

Waren die Kontakte, die Bladan besaß, wertvoller als ihr Leben?

Sie zitterte vor Anstrengung und Wut. Ihr eigener Vater verkaufte sie an einen Mann, der nur an ihrem Körper interessiert war und sie wie seinen Besitz behandeln würde statt wie einen Menschen.

»Sag mir, was du denkst.« Soren ließ ihre Hände los.

»Ich denke, dass es keinen Sinn hat, Euch anzuflehen, mir das nicht anzutun«, erwiderte sie mit fester Stimme. Soren hatte seine Entscheidung getroffen und nichts würde ihn umstimmen.



Ihr Vater zuckte. Eine gewisse Genugtuung machte sich in ihr breit. Aber sie währte nicht lang. Natürlich wusste er, was er ihr antat. Und es war ihm offenbar vollkommen gleichgültig.

Ihre Mutter hatte Seraphina immer erklärt, dass eine wahre Königin niemals Schwäche zeigte, jeden Schmerz in Macht umwandelte. Florentina hatte also niemals auf die bösen Gerüchte über sie reagiert, jedes Jahr ihren geschwellenen Leib voller Stolz gezeigt und bei offiziellen Anlässen höflich gelächelt, wenn Soren mit Belatrice erschienen war.

Sorens Miene verfinsterte sich. »Es fällt mir nicht leicht, dich darum zu bitten.«

»Das sagtet Ihr bereits.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust.

»Glaube mir, diese Ehe wird zum Wohle von Nadora sein.«

Sie hob eine Augenbraue. »Zum Wohle von Nadora?«

Er nickte und schürte damit erneut ihre Wut. »Wenn es gut geht, wirst du einen Monat verheiratet und dein Mann zu schwach sein, um dir wirklich nahe zu kommen. Danach bist du frei, Seraphina. Du kannst tun, was immer du möchtest.« Er wandte sich um, öffnete ein Holzkästchen und zog eine Flasche sowie einen Brief heraus. »Trink davon, um nicht schwanger zu werden. Außerdem berauscht es dich und es wird dir leichter fallen, diese Ehe zu ertragen.« Er drückte ihr das Gefäß in die Hand. »Nimm nie mehr als einen kleinen Löffel davon, sonst könnte dein Herz stehen bleiben.«

Seraphina musterte die kleine Flasche. Sie hatte von solchen Mitteln gehört, aber nie erwartet, dass ihr eigener Vater ihr eines Tages so etwas in die Hand drücken würde. Die Magie in ihren Adern rauschte durch ihren Körper. Was, wenn der Raum gleich in Flammen aufging?

»Wenn dein Mann tot ist, und wirklich erst dann, brich das Siegel dieses Briefs und lies ihn«, sagte Soren und reichte ihr den Umschlag. »Darin steht, warum diese Ehe notwendig war. Vielleicht kannst du mir danach vergeben.«

Sie drängte die Hitze zurück, um das Papier annehmen zu können. Das rote Wachssiegel ihres Vaters zeigte eine Feder und ein Schwert. Doch egal was in diesem Brief stand, sie würde Soren niemals vergeben. Er behauptete, dass er ihr Glück wollte,



und schickte sie zu einem Mann, für den sie nichts weiter als ein Gegenstand war, den er benutzen würde.

Einen Moment überlegte sie, ob sie doch flehen sollte. Aber sie verwarf die Idee. Sie würde mit dem Wind sprechen. Er würde ihr sagen, was sie tun konnte. Der Wind war ihr letzter Vertrauter und er würde nicht zulassen, dass ihr etwas zustieß.

Sie schluckte gegen die Trockenheit in ihrem Hals. »Wann muss ich aufbrechen?«

»Heute Nacht«, antwortete Soren. »Deine Taschen sind mit dem Nötigsten gepackt. Du wirst schnell reisen müssen, weswegen ich dir nur eine Handvoll Gardisten und die beiden Männer mitgebe, die dir bei den Geschäften helfen sollen. Außerdem bekommst du einen Teil deiner Aussteuer, die nach dem Recht von Nadora und Xaun immer dir gehören wird. Sie soll dich absichern, ganz gleich, was geschieht. Den Rest deiner Sachen schicke ich dir nach, wenn du das wünschst.«

»Darf ich mich zumindest von meiner Familie und Freunden verabschieden?« Sie kämpfte darum, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken.

»Natürlich.«

Seraphina drehte sich bereits um, da rief Soren ihren Namen.

»Dein Glück ist mir wichtig. Aber ohne dein Opfer ist Nadora vielleicht verloren«, sagte er mit brüchiger Stimme.

Sie ballte die Hände zu Fäusten und die Hitze in ihr nahm noch mehr zu. »Gewiss«, zischte sie und verließ sie das Arbeitszimmer des Kronprinzen.





**D**ie Turmuhr von Dayana, Nadoras Königsstadt, schlug gerade Mitternacht, als sich Seraphina umgeben von Reitern einem Nebentor der Stadtmauer näherte.

Sie zog ihre Kapuze tief ins Gesicht. Hauptmann Keto hatte sie dazu aufgefordert, damit die Wachsoldaten sie nicht erkannten. Er war kaum älter als Akin und mit ihm ausgebildet worden. Seraphina war sich unsicher, wozu diese Vorsichtsmaßnahme nötig war. Immerhin trug sie unter dem zerrissenen grauen Umhang ein prächtiges Kleid, das sie am Reiten hinderte und sie jederzeit verraten könnte. Der Hauptmann selbst hatte angeordnet, dass sie es als Reisekleidung anlegte, damit man sie in Gasthäusern sofort als edle Dame erkannte.

Seraphina sah keinen Sinn darin, mit dem Hauptmann darüber zu diskutieren. Er war stur und sie zu müde, um sich aufzuregen. Allerdings bereute sie es bald, nicht doch um bequemere Reitkleidung gebeten zu haben. Der ausladende Rock und die vielen Unterröcke erschwerten es ihr, in dem Männersattel zu sitzen. Das Kleid war schwer und es kostete sie viel Kraft, sich aufrechtzuhalten. Doch nur mit so einem Sattel konnte sie schnell genug reiten. Und Keto trieb sie und die anderen erbarmungslos an, als fürchtete er, von jemandem verfolgt zu werden.

Zumindest war Seraphina so beschäftigt und konnte nicht darüber nachdenken, was in zwei Tagen geschehen würde.

Florentina war außer sich gewesen, als Seraphina sich von ihr verabschiedet hatte. Sie war sofort zu Soren geeilt. Einen bittersüßen Moment hatte Seraphina gehofft, dass ihrer Mutter gelingen würde, was sie nie geschafft hätte. Doch Florentina war gescheitert.

Der Wind piff um Seraphinas Gesicht und trug den süßen Duft der Feuerrosen durch die Nacht. Es war ein schwacher Trost für sie. Wie eine Geächtete flüchtete sie aus ihrer Heimat, trug nur den Brief ihres Vaters und das Fläschchen eingenäht in ihrem Mieder bei sich. Außerdem hatte Seraphina einen Dolch in ihrem Kleid versteckt. Für den Notfall. Das rote Gold für ihre Aussteuer verwahrte Keto. Und der Wind blieb zwar an ihrer Seite, schwieg aber. Dabei hatte sie ihn angefleht, ihr bei der Flucht zu helfen. Würde jetzt auch ihr Vertrauter sie im Stich lassen?

Der Phönixhof war von der kleinen Anhöhe, die sie gerade erklimmen, noch gut zu erkennen, als Keto mit einer Handgeste den Tross zum Halten aufforderte. Er stieg ab und wechselte ein paar Worte mit den Soldaten. Von Soren hatte der Hauptmann den Befehl erhalten, Seraphina möglichst unauffällig aus der Stadt zu bringen. Sie fragte sich noch immer, weswegen. Fürchtete ihr Vater, dass König Malacyn die Ehe nicht gutheißen würde? Das konnte sie sich kaum vorstellen. Der König mischte sich nicht in die Heiratspolitik von Sorens unehelichen Kindern ein.

Die Soldaten brummteten etwas, das Seraphina nicht verstand. Keto stieg wieder auf sein Pferd und die Gruppe setzte sich in Bewegung. Sie passierten das Tor an einer wenig bewachten Stelle der Stadtmauer.

Ein letztes Mal wandte Seraphina den Kopf und starrte zu dem Phönixhof, den sie vielleicht nie wiedersehen würde. Er war ihr immer zu groß und zu kalt vorgekommen, aber jetzt sehnte sie sich nach ihrem Zimmer und Ariane, die sie hier zurücklassen musste.

Verstohlen wischte sie sich mit einer Hand über die Augen. Die Haut brannte sofort. Zumindest ihre Magie war bei ihr. Und der Wind, der immer noch den Geruch von Feuerrosen an ihre Nase wehte.



Keto trieb die Gruppe durch die Dunkelheit, als wäre der Phönix selbst hinter ihnen her, und brachte sie alle an die Grenzen ihrer Kräfte.

Warum gab er ein solches Tempo vor, bevor sie auch nur in die Nähe des Nebelgebirges gelangt waren? Immerhin war erst diese Region gefährlich, da sich dort immer noch Soldaten von Eira aufhalten konnten. Der Pfad entlang des Gebirges war der schnellste nach Xaun, somit würden sie das Risiko auf sich nehmen.

Sie ritten, bis im Osten bereits ein purpurner Streifen am Himmel zu erahnen war. Erst jetzt gab der Hauptmann den Befehl zur Rast.

»Die Pferde müssen sich erholen«, verkündete er, kaum dass er abgestiegen war.

Grob packte er Seraphina an den Hüften und zerrte sie aus dem Sattel. Er setzte sie schwingvoll ab und ließ sie los, obwohl sie noch um Gleichgewicht rang.

»Schlagt das Reisezelt auf, verzichtet auf Feuer. Niemand darf uns bemerken«, befahl er und verteilte weitere Aufgaben.

Seraphina schnaubte, zog ihren Umhang enger um sich und machte ein paar Schritte in Richtung des Waldes. Sie brauchte jetzt einen Moment für sich, um mit dem Wind zu sprechen. Noch konnte sie fliehen. Aber dazu musste sie wissen, wo genau sie sich befand und wo sie sich verstecken konnte.

»Wind«, flüsterte sie.

Aber er antwortete nicht. Seraphina atmete geräuschvoll aus und ging weiter.

Die Nacht war kühl und zwischen den Bäumen waberte Nebel über den Boden, der sich in ihre Kleidung fraß und sie zittern ließ. Irgendwo über ihr schrie eine Eule und Seraphina zog den Umhang noch fester um sich.

»Wind«, flüsterte sie wieder und ging noch weiter.

Erneut erklang der Ruf der Eule. Seraphina nahm ihn kaum wahr. Erst ein Knacken hinter ihr ließ sie herumfahren. Sie keuchte. Das Lager war nicht mehr zu sehen. Sie war vollkommen allein.

Panik schnürte ihre Kehle zu, dann beruhigte sie sich. Das war ihre Chance. Sie musste sich verstecken. Irgendwo musste sie einen Ort finden, an dem niemand sie suchen würde, und dann ...



Ein Schrei hallte durch den Wald. Seraphina erstarrte. Das war nicht der Ruf eines Soldaten, der sie suchte. Jemand schrie vor Schmerzen.

Die Luft surrte und noch ein Schrei erklang. Stimmen erhoben sich. Kampfgebrüll hallte durch die Nacht. Metall klorrte und Seraphina begann zu zittern.

»Lauf«, riet ihr der Wind. »Lauf tiefer in den Wald, dort bist du sicher!«

Einen Moment zögerte sie, doch dann schrie erneut jemand auf und ihre Beine setzten sich in Bewegung. Sie rannte und blickte sich immer wieder um, stolperte über Äste und Wurzeln und blieb um Atem ringend stehen.

Die Geräusche, die sie machte, klangen so laut, dass man sie noch meilenweit entfernt hören musste, aber niemand schien sie zu verfolgen. Noch während sie das dachte, wurde sie von hinten gepackt und hochgehoben.

Schreiend schlug sie auf die Arme ein, die sie hielten, und trat um sich.

»Sei still!«, zischte Keto und setzte sie genauso grob ab wie vorhin im Lager. »Oder willst du, dass sie uns finden?«

»Du? Aber wer hat uns angegriffen?«, fragte sie atemlos.

»Wer wohl? Wir sind nah am Nebelgebirge. Die Soldaten von Eira waren offensichtlich in der Nähe und haben auf Beute gelauert.« Er spuckte aus.

Ein Wiehern erklang. Seraphinas Blick wanderte an Keto vorbei und sie entdeckte zwei Pferde. Jenes, auf dem der Hauptmann geritten war, und ein weiteres, an dem die mit Gold gefüllten Satteltaschen hingen.

Keto starrte von ihr über seine Schulter und grinste, als er sich wieder Seraphina zuwandte. »Bevor sie das Gold bekommen ...«

»Du bist nicht erst geflohen, als das Lager angegriffen wurde«, blaffte sie ihn an und blickte ihm dabei in die kalten braunen Augen. »Du hast dich vorher schon davongestohlen, die anderen im Stich gelassen.«

Das Grinsen vertiefte sich. Er packte sie und beugte sich zu ihr herab. »Ganz genau. Ich habe die Spuren erkannt und dachte, ich nutze die Gelegenheit, der Armee zu entkommen.«





»Du hast uns absichtlich in eine Falle laufen lassen.« Sie riss sich von ihm los.

Wut kam in ihr hoch und sie fletschte die Zähne. Diesmal hätte sie die Hitze ihrer Magie gebraucht, aber ausgerechnet jetzt kam keine Glut in ihrem Inneren auf. Dann musste sie eben so kämpfen. Mit aller Kraft holte sie aus und schlug nach Keto, doch er fing ihre Faust mühelos ab und verdrehte ihr Handgelenk. Seraphina keuchte und wehrte sich, aber Keto zwang sie in die Knie.

»Weißt du, wie es ist, jeden Tag um sein Leben zu fürchten?«, fragte Keto kalt und packte sie mit seiner zweiten Hand am Hals. »Wie es ist, den Befehlen eines machtgierigen Königs zu folgen und für Nadora in den Tod zu reiten? Weil dieser König behauptet, er wäre der Nachkomme des Phönix und Eira müsste vernichtet werden, damit das Feuer wieder fließen kann?«

Seraphina zischte, als Ketos Griffe noch fester wurden, und ließ ihre Finger zu dem Dolch wandern, den sie in einer Tasche ihres Kleides verborgen hatte.

»Ich habe genug davon. Und als man mir diesen Auftrag anbot, erkannte ich die Chance, endlich zu fliehen. Mit dem Gold, das dein Vater für dich mitgegeben hat, werde ich in Xaun ein gutes Leben führen können.« Er ließ seine zweite Hand ihren Hals hinabwandern bis zu dem Ausschnitt ihres Kleides, der inzwischen eingerissen war. »Und wie es scheint, wirst du wohl mit mir kommen müssen. Wenn du dich fügst, werde ich dich sogar gut behandeln.«

Seraphina hatte es satt, dass jeder meinte, er könne sie besitzen.

Ihre Mutter hatte darauf bestanden, dass sie alle Sprachen des Nebelkontinents Kerala lernte. Ihr Vater aber hatte dafür gesorgt, dass sie mit Waffen umgehen konnte. Deswegen wusste sie, wo sie Keto mit dem Dolch treffen musste, um ihm entkommen zu können.

Mit einer schnellen Bewegung riss sie die Klinge aus dem Kleid und zielte auf jene Stelle, wo der Hals in die Schulter übergang und die Rüstung des Hauptmanns dünn war. Aber Keto wich aus. Seraphina traf ihn nur an der Schulter und verlor dabei den Dolch.

»Du elendes Miststück!«, brüllte Keto, als sie sich von ihm losriss und an ihm vorbeirannte.



Sie musste nur das Pferd erreichen und hoffen, dass sie mit dem Kleid schnell genug aufsteigen konnte. Aber noch bevor sie den Sattelknauf zu fassen bekam, packte Keto sie und warf sie auf den Boden.

Als sie mit dem Rücken aufschlug, konnte Seraphina einen Herzschlag lang nicht atmen. Trotzdem tastete sie sofort die Erde nach etwas ab, um sich zu verteidigen. Erfolglos. Keuchend wollte sie sich auf die Seite rollen. Da traf sie etwas hart an der Wange und ein Knirschen verriet ihr, dass das Jochbein gebrochen war. Der Schmerz setzte erst danach ein und sie schrie auf.

Jetzt hätte sie ihre Magie gebrauchen können. Aber nicht ein Funken regte sich in ihren Fingerspitzen. Keine Hitze flutete ihren Körper. Der Wind war verstummt. Sie war diesem Mann ausgeliefert.

Keto packte ihre Schultern und drückte sie zu Boden. Seraphina trat unkontrolliert um sich. Der Schlag hatte sie so fest getroffen, dass sie die Orientierung verloren hatte.

»Sag mir, Prinzessin, hat Akin seine Gelegenheit genutzt, um dein Erster zu sein?« Er lächelte finster.

Seraphina blinzelte und suchte die Umgebung um sie beide ab. Dabei fiel ihr Blick auf Ketos Schulter. Blut lief aus der Wunde, die sie ihm beigebracht hatte, und tränkte den Stoff ihres Umhangs.

»Das fasse ich als Nein auf.« Keto zog ein Stilett.

Er hielt Seraphine die Spitze der Waffe an den Hals und ein Brennen verriet ihr, dass er ihre Haut damit aufgeritzt hatte.

»Ich überlasse dir die Wahl. Du fügst dich und ich lasse dich leben. Oder du wehrst dich und ich schlitze dich auf und nehme dich, während du ganz langsam verblutest.«

Sie überschlug ihre Optionen, während die Klinge tiefer wanderte. Keto trennte bereits ihre Korsage auf und schob mit der anderen Hand ihre Röcke hoch, fluchte dabei und riss an dem Stoff.

Noch einmal tastete Seraphina um sich, fand einen Stein, packte ihn und schlug damit auf Keto ein. Mit aller Kraft rollte sie ihn von sich herunter und wollte aufspringen, aber da durchfuhr ein brennender Schmerz ihre Schulter.

Schreiend landete sie auf dem Bauch, kämpfte sich auf alle viere und schleuderte Blätter und Erde nach Keto, der ihr nachsetzte.

Über ihr erklang wieder der Ruf einer Eule. Im nächsten Moment fiel Seraphina mit dem Gesicht in den Dreck. Eine Hand presste ihren Nacken zu Boden und sie atmete Erde ein.

»Du wählst also den Schmerz«, zischte Keto.

Kälte umfloss ihre Beine, weil er ihre Röcke hochschob. Seraphina trat um sich. Sie ertastete einen weiteren Stein und riss ihn hoch. Doch noch ehe sie damit nach Keto schlagen konnte, traf sie etwas am Kopf.

Sterne tanzten vor ihren Augen und Übelkeit überkam sie.

»Das brauchst du nicht mehr. Wenn ich mit dir fertig bin, wirst du nichts als eine Dirne sein, die ich am Leben lasse, weil ich Gesellschaft brauche.« Keto riss ihr Armband ab. »Dann wird ohnehin niemand glauben, dass du ein Phönixjunges bist.«

Schmerz durchfuhr ihr Handgelenk, aber ihr Bewusstsein war bereits zu tief im dichten Nebel des erlösenden Schlafes versunken. Sie nahm noch wahr, wie Keto fluchte und von ihr abließ. Dann versank sie in Dunkelheit und hoffte, nie wieder daraus zu erwachen.





**A**us der Dunkelheit drangen Stimmen an ihr Ohr und mit ihnen kehrten die Schmerzen zurück. Ihr Kopf fühlte sich an, als würde er zerplatzen, die Wunde an ihrer Schulter pulsierte heftig und sandte Feuer durch ihren Körper, das sie zu verbrennen drohte. Sie wollte schreien, aber ihre Lippen öffneten sich nicht und ihre Kehle war so trocken, als hätte sie allen Sand der großen Wüste verschluckt.

Wortfetzen sickerten in ihr Bewusstsein. Seraphina hielt den Atem an. Die Sprache war nicht Nadori, sondern Eirani. Ihr Herz schlug schneller und aus der alles verzehrenden Hitze in ihren Adern wurde eiskalte Angst. Sie war den Soldaten von Eira in die Hände gefallen und ihre Kräfte schienen immer noch verschollen zu sein.

»Ist noch genug Leben in ihr, dass es sich lohnt, deine Magie zu nutzen?«, fragte eine finstere Stimme.

Es dauerte eine Weile, bis eine Antwort ertönte. »Ja, der Stich war nicht tödlich, aber sie verliert zu schnell zu viel Blut. Wenn wir ihr helfen, wird sie es schaffen. Gibt es sonst noch Überlebende?«

»Da du den Kerl, der bei ihr war, enthauptet hast, ist die Antwort nein«, sagte die erste Stimme. »Niran, was hast du mit ihr vor? Wieso hast du ihn getötet und sie nicht?«

Seraphina blieb reglos liegen, obwohl sie innerlich vor Panik zitterte. Alles in ihr flehte die Magie an, sich zu erheben und sie vor diesen beiden Männern zu retten.

Aber was, wenn es mehr waren? Zwei Soldaten aus Eira hätten kein halbes Dutzend schwer bewaffneter Männer aus Nadora überwältigen können, selbst aus dem Hinterhalt nicht.

Wenn diese Männer sie töten wollten, würde sie sich wehren. Aber was dann?

Etwas berührte sie an der Wange. Im letzten Moment konnte Seraphina verhindern zu zucken oder zu schreien. Diese Männer durften nicht wissen, dass sie bei Bewusstsein war.

Kühle Fingerspitzen strichen fast zärtlich über die schmerzende Stelle in ihrem Gesicht und das Pochen, das gerade stärker geworden war, klang ab. Nutzte dieser Mann wirklich Magie, um ihr zu helfen? Wieso?

»Sie gehört bestimmt einer bedeutenden Familie an«, murmelte Niran, der sich um sie kümmerte. »Ich hätte sogar behauptet, dass sie aus der Königsfamilie stammt, aber sie trägt nicht diese Feder, die angeblich alle Nachkommen des Phönix besitzen.«

Seraphinas Handgelenk brannte und gleichzeitig fühlte es sich seltsam leer an. Keto hatte ihr das Armband abgerissen und jetzt lag es irgendwo in Dreck und Blut vergraben. Ihre Kehle schnürte sich zu. Seraphina hatte das Armband seit ihrer Geburt nie abgelegt und jetzt war es fort. Tränen, die diesmal nicht wie Feuer brannten, drängten sich unter ihren Lidern hervor, aber sie konnte sie zurückhalten. Vermutlich war es gut, dass diese Männer nie erfahren würden, wer sie wirklich war.

»Vielleicht sind diese Federn in ihren Körper eingraviert wie bei unserer königlichen Familie?«, sagte der andere Mann. »Wenn du sie ins Lager mitnehmen und ihre Wunden versorgen willst, werden wir das Zeichen spätestens dort entdecken.«

Eisige Kälte zuckte erneut durch ihren Körper. Die Männer würden sie mitnehmen. Ihr Herz pumpete wie wild. Sobald sie im Lager war, gab es keine Hoffnung mehr auf Flucht, weil man sie bewachen würde. Was würden diese Männer mit ihr anstellen?

»Möglich«, murmelte Niran. »Es ist aber unwichtig. Sie scheint von Rang zu sein. Nur das zählt.«

»Wieso? Wenn sie nicht der Königsfamilie angehört, eignet sie sich doch nicht als Geisel.«

»Und wer sagt, dass ich sie als Geisel will?«, fragte Niran gereizt.



»Verzeihung, Herr Oberstleutnant, ich kann leider keine Gedanken lesen«, antwortete der andere höhnisch. »Du wirst mir schon sagen müssen, was du von ihr willst.«

»Ich will, dass sie die Nacht überlebt, und anschließend werden wir weitersehen. Aber wenn es nach mir geht, schicken wir einen Falken an den Phönixhof, mit einer genauen Beschreibung von ihr. Irgendjemand wird wissen, wer sie ist. Vielleicht ist sie auch eine Diplomantochter aus Xaun. Das wäre sogar von Vorteil. In Nadora sind Töchter weniger wert, in Xaun hingegen sind sie wichtig. Sie könnte ein gutes Druckmittel sein, damit ihre Eltern beim König von Nadora um Friedensgespräche bitten.«

Seraphina hielt den Atem an. Hatte dieser Niran gerade wirklich *Friedensgespräche* gesagt? Aber er war ein Oberstleutnant. Wieso wollte er den König von Nadora zwingen, mit Eira zu verhandeln? Dazu war er gar nicht in der Lage. Außer er handelte im Auftrag eines ranghöheren Offiziers, vielleicht sogar des Königs selbst. Hoffnung regte sich in ihr.

»Also doch eine Geisel.« Der andere Mann klang amüsiert. »Wenn auch aus edlen Motiven. Deswegen zerstöre ich deine Hoffnungen nur ungerne, aber selbst wenn ihr Vater Diplomat ist, bedeutet das nicht, dass er seine Tochter beschützen wird. Oder den König überzeugen kann, Verhandlungen aufzunehmen. Wenn wir nur wüssten, wer sie wirklich ist. Vielleicht hätten wir ihren vermeintlichen Leibwächter am Leben lassen sollen ...«

»Er hat versucht, sie zu missbrauchen, nachdem er sie so zugerichtet hat«, zischte Niran.

Störte es ihn wirklich, was Keto versucht hatte? Eiranische Soldaten waren nicht gerade für ihre Güte bekannt. Es wunderte sie, dass keiner der beiden Männer ihr bisher etwas getan hatte.

»Außerdem sah er nicht aus, als wäre er aus einer angesehenen Familie«, fuhr Niran fort. »Nein, wir nehmen sie mit in unser Lager und bringen sie nach Nethilo. Von dort müssen wir den Weg nach Findessa einschlagen, bevor der Winter beginnt. Wenn ich mich bei ihr irre, dann werde ich sie im Sommer persönlich an die Grenze zurückbringen. Aber sollte sie Eltern in bedeutenden Positionen haben, ist das vielleicht die Möglichkeit, nach der wir so lange gesucht haben.«



»Dann mögen die Götter ihr Kraft schenken zu überleben«, murmelte der andere.

Seraphina biss die Zähne zusammen und kniff die Augen fester zu. Ihr Körper wurde hochgehoben. Der Schmerz in ihrer Schulter flammte stärker auf und ihr entwich ein Wimmern.

»Shhhh.« Niran zog sie behutsam an seine Brust und bettete ihren Kopf an seine Schulter. »Es wird alles gut. Niemand wird dir jetzt noch wehtun. Ich verspreche es.«

Seine Stimme klang warm und beruhigend. Seraphina würde sich davon aber nicht einlullen lassen. Sie wollte fliehen, sobald sie sich dazu in der Lage fühlte. Was auch immer dieser Mann vorhatte, er wollte sie in sein Land bringen. In den ewigen Winter. Und allein bei der Vorstellung zitterte sie. Wieder würden andere bestimmen, wie sie ihr Leben verbringen sollte. So sehr Seraphina auf Frieden zwischen ihrem Land und dem des ewigen Winters hoffte, sie würde sich nicht erneut in eine Rolle drängen lassen.

»Schlaf«, flüsterte Niran.

Kälte überzog ihre Haut und drang in ihr Bewusstsein ein. Und noch während sie das dachte, erlosch der Schmerz und jedes Geräusch um sie.



Das Klingeln in ihren Ohren schwoll schmerzhaft an und ließ sie um Atem ringend die Augen aufschlagen. Dunkelheit umgab sie und ein Zittern erfasste ihren Körper, weil die Kälte selbst durch die dicke Decke drang, die schwer auf ihrer Brust wog.

Sie versuchte sich zu erinnern, wo sie sich befand, und begann dann, die Decke über ihr schwerfällig von sich zu strampeln.

»Ganz ruhig«, flüsterte jemand auf Eirani und ein Licht näherte sich ihr.

Ein Mann mit schwarzem Haar, das oben länger war und in dichten Strähnen in sein kantiges Gesicht mit dem Bartschatten fiel, beugte sich über sie. Seraphina starrte in seine Augen. Das linke war grün wie die Wälder der Grenzregion, das rechte erinnerte sie an flüssigen Honig im Sonnenlicht. Sie hatte noch nie jemanden mit solchen Augen gesehen. Ihr Blick wanderte zu



seiner Nase, die aussah, als wäre sie mehrmals gebrochen worden, und dann weiter bis zu seinem Kinn. Eine feine Narbe zog sich von seiner linken Oberlippe bis zur Wange, was ihm etwas Verwegenes verlieh.

»Du musst keine Angst haben.« Er streckte seine Hand nach ihr aus.

»Rühr mich nicht an!«, krächzte Seraphina auf Nadori und zuckte zurück.

Ein stechender Schmerz ließ sie keuchen und erneut um Atem ringen.

»Shhh«, machte der Mann.

Seine Stimme war die aus dem Wald. Wie hatte man ihn genannt? Niran? Er hatte sie gerettet. Aber sie wusste auch, wieso. Also wich sie noch weiter zurück. Doch Niran rückte nach und berührte behutsam ihre Schulter.

Kälte verdrängte die Hitze ihrer Wunde und der Schmerz klang ab. Seraphina hob dennoch ihren unverletzten Arm, um seine Hand wegzuschlagen. Sie besaß keine Kraft und so tätschelte sie seine Hand eher. Erschöpft sank sie zurück und flehte ihre Magie gedanklich an, ihr zu helfen. Aber weder die Magie noch ein Funken Kraft erhob sich in ihrem Körper.

Nirans Mundwinkel zuckten. Zorn loderte in ihr auf. Ihre Hilflosigkeit amüsierte ihn also ...

»Verstehst du meine Sprache?«, fragte er wieder ernst und ließ ihre Schulter los.

Natürlich verstand sie ihn, sie hatte schließlich Eirani gelernt. Aber für den Moment wollte sie ihn das nicht wissen lassen. Solang die Soldaten nicht wussten, dass Seraphina sie verstand, würden sie offener vor ihr sprechen. Das konnte sie zu ihrem Vorteil nutzen.

»Wer bist du?«, stellte sie deswegen die Gegenfrage in ihrer Sprache.

Niran seufzte tief. »Das fasse ich als Nein auf«, murmelte er. »Verstehst du Xauan?«

Diesmal hatte er die Sprache aus dem Land des Frühlings gewählt. Die wenigen Worte kamen kantig über seine Lippen.

Einen Moment überlegte Seraphina, dann nickte sie. Schließlich musste sie sich irgendwie mit diesem Mann unterhalten, selbst



wenn sie nicht lange bleiben würde. Sie musste herausfinden, wo genau sie sich befanden, damit sie so schnell wie möglich fliehen konnte. Seraphina hatte kein Interesse daran, den Winter in Eira als Gefangene zu verbringen und erst im Sommer freigelassen zu werden. Wer konnte schon wissen, was dieser Mann ihr noch antun würde?

»Gut«, meinte Niran erleichtert. Dann verfiel er in Schweigen. Seine Lippen bewegten sich, als würde er nach den richtigen Worten suchen. Fast hatte Seraphina Mitleid mit ihm, weil er so verlegen wirkte. »Wie heißt du?«

Seine Aussprache war eine Katastrophe. Sie ahnte nur, was er sie gefragt hatte. Er benutzte zwar die richtigen Worte auf Xauan, aber sie klangen eher so, als würde er Eirani mit ihr sprechen.

»Seraphina«, antwortete sie. »Und du?«

»Niran.« Er schenkte ihr ein Lächeln, das sein Gesicht erhellte. Wäre er nicht ihr Feind gewesen, hätte sie ihn vielleicht attraktiv gefunden. Aber er war ein Soldat aus Eira und hatte sie als Geisel genommen. Das Lächeln würde sie nicht beeindrucken.

Wieder dauerte es lange, bis er die richtigen Worte fand. Seraphina wurde ungeduldig. Sie wollte sich nicht mit ihm unterhalten. »Du bist hier in Sicherheit. Es gibt keinen Grund, Angst zu haben.«

»Ihr habt die Männer, die mich begleitet haben, angegriffen und getötet«, fuhr sie ihn an.

»Einer davon hat dich schwer verletzt.« Er deutete auf ihre Schulter.

Sie blickte an sich hinab und gab ein Keuchen von sich. »Hast du mich ausgezogen?«

»Unser Stabsarzt musste deine Wunde versorgen. Trotz Magie ist sie ständig aufgebrochen, also hat er sie genäht. Das Kleid war dabei im Weg.«

Zittrig tastete sie über den Verband und fühlte die Erhebung darunter. Niran schien die Wahrheit zu sagen. Jemand hatte die Wunde versorgt und sie damit vermutlich gerettet.

»Wieso habt ihr mir geholfen?«, fragte sie etwas versöhnlicher. »Ich komme aus Nadora, das müsst ihr doch an den Uniformen der

Männer erkannt haben.« Er schwieg und sie redete weiter, weil sie erfahren wollte, was er mit ihr plante. »Du wirst mich töten, oder?«

»Ich habe dich beschützt und unser Arzt hat dich versorgt. Warum sollte ich dich jetzt töten?«

»Wieso hast du mir dann geholfen?« Sie gab sich Mühe, ängstlich und ahnungslos zu klingen. »Nimm das Gold, das ich bei mir hatte, und lass mich gehen.«

»Nein. Das kann ich leider nicht.«

»Warum?«

Sein Blick wanderte über ihr Gesicht und dann ein Stück hinab zu den Ansätzen ihrer Brust, die nur von einem dünnen Hemd bedeckt waren.

Seraphina verschränkte die Arme vor ihrem Oberkörper. »Ich werde ganz sicher nicht deine Hure!«

Wut stieg in ihr hoch, als seine Lippen sich kräuselten. »Auch das hatte ich nicht vor.« Er beugte sich nach vorn, bis sein Gesicht nah vor ihrem war. »Du bist nicht nach meinem Geschmack.«

Sie wusste nicht, warum, aber seine Worte versetzten ihr einen Stich. Dass sie in Nadora nicht als Schönheit galt, hatte sie längst hingenommen. Aber dass dieser Kerl so mit ihr sprach, war eine Unverschämtheit.

Seraphina holte aus und schlug schwach gegen Nirans Schulter. Das entlockte ihm ein Lachen und sie kämpfte mit den Tränen.

»Du bist ein kleiner Kampfhahn, was?«, sagte er auf Eirani und grinste breit. »Irgendwie gefällt mir das. Dein Feuer ist interessant. Nur zu dürr bist du für meinen Geschmack.«

»Sprich so, dass ich dich verstehen kann«, fuhr sie ihn an.

»Zu Befehl«, erwiderte er auf Xauan, lachte immer noch. »Ich möchte dich mit nach Findessa nehmen.«

Ihr Mund klappte auf und wieder zu. Das hatte er schon gesagt, als er dachte, sie wäre bewusstlos. »Wozu?«, fragte sie atemlos.

Selbst wenn Niran dachte, sie wäre wertvoll, gab es keinen Grund, sie so weit in das Land hineinzubringen. Der andere Mann hatte recht. Als Frau war sie in Nadora wenig wert und Niran wusste nicht, wer sie wirklich war. Natürlich hätte sie es ihm sagen können, aber auch das behielt sie lieber für sich, weil sie nicht wusste, ob es für ihn etwas änderte. Vielleicht



würde er sie dann schärfer bewachen und ihr würde nie die Flucht gelingen. Aber fliehen wollte sie in jedem Fall. In Nadora kannte sie sich aus, sie konnte überleben, durfte nur nie wieder an den Hof zurückkehren, wenn sie der Ehe mit dem Kaufmann entgehen wollte ... und das wollte sie.

»Hörst du mir überhaupt zu?« Niran riss sie aus ihren Überlegungen. »Ich will, dass du mein Land kennlernst und beim Phönixhof ein gutes Wort für mein Volk einlegst, wenn ich dich zurückbringe.«

»Wieso bringst du mich dann nicht gleich zurück?«

»Ich bin nicht lebensmüde«, erwiderte er finster. »Die Truppen von Nadora greifen im Moment alles an, was sich bewegt. Warum auch immer euer König so versessen darauf ist, ein Blutbad anzurichten, es hält mich davon ab, noch einmal die Grenze zu überqueren. Außerdem muss ich meine Truppen zurück in die Hauptstadt führen, sonst müssen wir den Winter in einem Feldlager verbringen, wenn die Flüsse und die Ebenen zufrieren. Das können wir zwar überleben, aber sollten unsere Vorräte ausgehen, verhungern wir.«

Bei seinen Worten schauderte sie und rieb sich über die Arme. Er wollte sie fortbringen von der Grenze. Je tiefer sie in das Reich des Winters vordrangen, umso schwieriger würde eine Flucht für sie werden. Und sie wollte nicht herausfinden, wie beschwerlich das Leben in Eira war. Denn das musste es sein. Sonst würden die Eiraner nicht ständig in Nadora einfallen.

Seraphina rief nach dem Wind, aber er ließ sie im Stich. Ihr Herz wurde schwer bei dem Gedanken. Sie war allein unter Fremden, schwach, verletzt, ohne Magie, ohne einen Vertrauten ...

»Fürchtest du dich?« Niran klang erstaunlich sanft. »Das musst du nicht. Ich Sorge für dich und beschütze dich vor allen Gefahren, die uns auf dieser Reise begegnen werden.«

»Ich will deinen Schutz nicht«, sagte sie trotzig. »Lass mich gehen. Ich kann dir nicht helfen. Auf mich wird niemand hören.«

»So?« Er hob eine Augenbraue, bevor er sich wieder näher zu ihr herabbeugte. »Ich denke, es kommt auf den Versuch an. Vielleicht findest du ja auch an Eira Gefallen und willst gar nicht mehr zurück.«

»Ich hasse die Kälte«, brummte sie.



Niran seufzte und hob seine Hand an ihre Schläfe. Bleierne Müdigkeit legte sich über sie und sie sank auf die Kissen zurück. Niran stützte sie.

»Das kann ich verstehen. Ich wünschte auch, die Kälte würde mein Land endlich loslassen.« Seine Worte drangen wie durch einen schweren Vorhang an ihr Ohr und sie blinzelte, verlor sich in seinen verschiedenfarbigen Augen, die so wunderschön schimmerten. »Schade, dass du kein Phönix bist. Denn dann gäbe es vielleicht doch Hoffnung, dass dies der letzte frostige Winter in Eira ist.«

